Begegnungen – und was von ihnen blieb (I)

Myrtha Frick

Das diesjährige Jahrheft-Thema – Begegnungen – ist uferlos. Im Laufe eines langen Lebens hat man Tausende von Begegnungen, fröhliche, ernste, lustige, gefreute oder auch einmal weniger gefreute; zu Hause, an der Arbeit, in den Ferien, auf Reisen. In meinem Leben gab es weit zurückliegende Begegnungen, die bis heute nachwirken oder zu lebenslangen Freundschaften führten, auch wenn gemeinsame Wegstücke über kurz oder lang wieder auseinander führten. Von einigen ganz besonderen Begegnungen erzähle ich hier.

Via Appia 1950

Es war das erste Heilige Jahr nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich weilte zu einem Sprachaufenthalt in Florenz und nützte drei freie Ferragosto-Tage, um auch Rom zu sehen. In der heiligen Stadt herrschte Betrieb: Pilger, Menschen, Wagen, Autobusse. Ich entfloh dem Rummel mit der Strassenbahn in den Süden der Stadt. Mich zog die antike Via Appia an; hatte ich doch kurz zuvor das Buch «Quo vadis, Domine?» gelesen.

So wanderte ich auf der alten Römerstrasse, zwischen Oleanderbüschen und Zypressen, zwei, drei Kilometer weit, ohne einem Menschen zu begegnen. Endlich kam auf der rechten Seite ein etwas baufälliges Haus mit schmalem Vorgarten in Sicht. Über dem mit Rosen bewachsenen Torbogen stand «Qui non si muore mai«, und auf der Bank vor dem Haus sass ein uraltes Paar. Wohin ich unterwegs sei, riefen sie mich an; und ich fragte, ob dies eine Locanda sei. Das sei es früher gewesen; jetzt als alte Leute bewirteten sie

Via Appia 1950

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

halt keine Gäste mehr. Aber wenn ich – sie nannten mich «fanciulla», ich sah wohl noch sehr jung aus – mit einem Glas Wein, Brot und Käse vorlieb nähme, möge ich mich zu ihnen setzen und ihr Abendbrot teilen. Das tat ich gern; ich musste ihnen erzählen, woher ich kam und warum ich auf diesem Weg ging. Schliesslich mahnten sie mich, die Dämmerung komme rasch, ich müsse noch bei Tageslicht in die Stadt zurückkehren. Dann sahen sie der jungen Pilgerin unter ihrem Torbogen «Qui non si muore mai» lange erstaunt nach.

Musée du Louvre 1952

In Paris herrschte 1952 noch Mangel an vielem; es war kalt, sowohl in der Wohnung der liebenswürdigen Witwe, bei der ich wohnte, wie in den Sälen der Sorbonne, wo der «Cours de civilisation» für Ausländer, den ich besuchte, stattfand. Ich verbrachte jede freie Stunde im Musée du Louvre, im Mantel, denn auch da war es eiskalt. Natürlich begegnete ich dort auch Mona Lisa und der Nike von Samothrake; aber vor allem faszinierte mich ein kleiner Kopf aus grünem Basalt: Die Büste von Echnaton, dem ägyptischen Pharao des vierzehnten Jahrhunderts vor Christus, dessen Hymnen und Gebete ich in der Museums-Buchhandlung gefunden hatte:

Wie zahlreich sind deine Werke,
die dem Angesicht verborgen sind,
du einziger Gott, dessengleichen nicht ist!
Du hast die Erde erschaffen, nach deinem Wunsch, ganz allein,
mit Menschen, Vieh und allem Getier,
mit allem, was auf der Erde ist,
und allem, was in der Höhe mit seinen Flügeln fliegt.
…

Übersetzung Erik Hornung

Vor meiner Rückkehr in die Schweiz erstand ich im Museums-Shop eine Replik der kleinen Statue. Jahre später war ich mehr als ein Dutzend Mal in Ägypten: Echnatons Hymnen und Gebete waren für mich Anlass zum Versuch, das Alte Ägypten und den Glauben Echnatons zu verstehen.

Replik des kleinen Basalt-Kopfes von Echnaton (Original im Musée du Louvre).

Ost-Grönland 1961

1958 hatte ich den Geologen Prof. Arnold Heim nach Island und Spitzbergen begleiten können. In jungen Jahren hatte er Grönland erforscht. Nun wurde er, bald 80-jährig, von einem dänischen Reisebüro angefragt, ob er eine «Erkundungs-Tour» nach Grönland beraten und mitmachen würde, da man im Sinn habe, auch Grönland touristisch zu erschliessen. Er forderte mich auf, ihn und seine Frau auch auf diese «Expedition» zu begleiten. Mein Arbeitgeber gab freundlicherweise Urlaub dazu.

Peter auf Grönland.

Ein kleines dänisches Flugzeug brachte uns an die Südspitze von Grönland, von wo wir mit einem kleinen Seehundfänger-Boot, der 152 Tonnen schweren Pollan, Richtung Südostgrönland ablegten. Ausser uns, der fünfköpfigen Mannschaft, zwei Franzosen und drei Dänen, war noch der junge Amerikaner Peter an Bord. Er suchte für seine Arbeit an der Harvard-Universität Spuren der Wikinger, die ums Jahr 1000 nach Christus im Südosten von Grönland gelandet waren.

Die Pollan ankerte täglich in Fjorden und Buchten, wir gingen immer wieder an Land. Es gab weder Wege noch Stege. Unsere Mitpassagiere blieben meist nahe am Ufer. Ich begleitete Peter durch Gestrüpp und Felsen in die baumlosen Hügel und Berge. Brücken gab es keine; wenn ein Bach zu tief für meine Stiefel war, trug er mich, gross wie er war, kurzerhand durch den Bach. Fanden wir etwas Interessantes für seine Studien, machte er Notizen und ich zeichnete die Funde auf.

Dieser unser wissenschaftliche Aufenthalt dauerte drei Wochen. Dann holte uns Europäer das dänische Flugzeug an Grönlands Südspitze wieder ab. Peter begleitete uns zum Flugzeug. Und noch lange nach dem Start sah ich seine rote Mütze und sein flatterndes weisses Taschentuch auf Narssarssuaks Flugpiste.

Wir haben uns nie wieder gesehen. Aber alljährlich kommt einer meiner ersten Weihnachtsbriefe von ihm aus den USA, von einem nunmehr alten Mann, auch nach 58 Jahren noch.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Hosios Lukas 1972

Wir waren im tiefen Winter unterwegs von Saloniki nach Athen und hatten geplant, in einem der Meteora-Klöster zu übernachten. Aber dort gab es keine Gästeräume mehr wie in alten Zeiten. Die Mönche von Hosios Lukas hingegen nahmen uns gern auf. In den Hügeln rund um das Kloster blühten schon die Mandelbäume; aber drinnen war es kalt. In Wolldecken gehüllt sassen wir die halbe Nacht im kleinen Refektorium vor dem Kaminfeuer rund um den Tisch mit den acht Mönchen und dem greisen Abt. Auf dem Tisch war eine grosse Kasserolle mit heisser Suppe, Brot und Wein. Und der Abt erzählte in einer wundervollen, beinahe alt-griechischen Sprache von früheren Zeiten, als noch viel mehr Leben im Kloster herrschte, als die Mönche die kostbaren Ikonen malten, die sich heute in Gotteshäusern der Ostkirche und in Museen in aller Welt befinden. Ich erriet mehr, als ich verstand; mein Begleiter war besser dran und konnte mir immer wieder zuflüstern, was ich nur ahnte. Am folgenden Morgen zogen wir weiter, mit dem Segen des alten Abtes, – Ich war seither noch mehrmals in Griechenland unterwegs, zu Fuss, mit Bus oder Schiff; und immer wieder glaubte ich, die sonore Stimme des greisen Abtes von Hosios Lukas zu hören und seinen Segen zu spüren.

Kloster Hosios Lukas in der Mandelblüte.

Bagdad 1966

Ein halbes Jahr zuvor hatte ich mit meinem Patenjungen den Nahen Osten von Istanbul bis Bagdad mit Eisenbahn und Sammeltaxi (Dolmusche) erforscht. Nun war ich mit einer kleinen Gruppe der damaligen Gesellschaft für Akademische Reisen im Irak unterwegs. Eine alte deutsche Dame hatte, selbst in den Königsgräbern von Ur, ununterbrochen ihre Brissago geraucht und nun am Ende der Reise in Bagdad eine Lungenentzündung entwickelt. Wir mussten sie ins Spital bringen. Die übrigen sieben Reiseteilnehmer wünschten aber, trotzdem an diesem letzten Reisenachmittag noch etwas zu sehen.

So fuhr ich mit ihnen in zwei Taxis in den westlichen Vorort Khasimein, einen Wallfahrtsort mit prächtiger Moschee mit Türmen und goldener Kuppel (sie wurde im zweiten Golfkrieg stark beschädigt). Der riesige Torbau bestand aus blauen Fliesen; doch als Ungläubige durften wir nicht eintreten. Das war mir bei meiner Erkundungsreise vor einem halben Jahr auch verwehrt worden, aber der Gastwirt einer der Pilgerherbergen gegenüber hatte mich auf sein Flachdach geführt, von wo aus ich über das Tor in den Hof und zu den goldenen Kuppeln sehen konnte.

Nun suchte ich mit meiner kleinen Gruppe, wo ich denn damals aufs Dach gestiegen war. Da sprach mich ein junger Mann an: «Kann ich Ihnen helfen; ich spreche Deutsch.» Es war Ali aus dem Südirak, der erzählte, dass er in Wien Medizin studiere. Ich war froh um sein Angebot. So konnte ich mich um den Heimtransport der Patientin kümmern. Ich

Moschee von Khasimein bei Bagdad.

Ali 1966 in Bagdad.

bat ihn, die Gruppe in den Bazar zu Einkäufen und Tee und vor dem Abendessen zurück ins Hotel zu begleiten.

Das tat er; und meine Reisegefährten konnten ihn nicht genug loben. Auf dem Rückflug übergaben sie mir etwas Geld und seine Adresse in Wien, damit ich ihm von Zürich aus ein Packchen Schokolade schicke. Damals war, noch nicht sehr lange nach dem Staatsvertrag und dem Abzug der russischen Besatzung, in Wien noch manches teuer oder gar nicht erhältlich.

Wenige Wochen, nachdem ich das Päckchen abgeschickt hatte, kam ein Anruf aus Wien, von einem Dr. V., einem Arzt, der, vor kurzem verwitwet, Ali aufgenommen hatte in der Hoffnung, ihm beim Studium behilflich zu sein. Der Arzt musste zu einem Kongress nach Zürich fahren, und wenn ich Zeit für Ali hätte, würde er ihn mitnehmen, damit ich ihm Zürich zeige. Ich hatte Zeit; und aus dem Besuch wurde eine lebenslange treue Freundschaft.

Ali 2006 in Wien.

Zwar hatte ich schon in Bagdad den Eindruck gehabt, Ali sei psychisch etwas besonders, und ich hatte mich nicht getäuscht. Er schaffte kein Medizinstudium. Dr. V. konnte ihn aber im Allgemeinen Krankenhaus (AKH) in Wien als Stationsgehilfen und gelegentlichen Übersetzer für arabischsprachige Patienten unterbringen. Ali konnte dort bis zu seiner Pensionierung arbeiten.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Dr. V. ist schon viele Jahre tot. Er und Ali waren aber der Anlass zu meinen hundert und mehr Reisen nach Wien und Salzburg, wohin sie gern entgegenkamen. Heute reisen Ali und ich nicht mehr. Aber wir telefonieren immer wieder zusammen; denn nun bin ich für ihn noch der einzige Mensch, der seine Heimat kennt und weiss, von was er spricht, wenn er davon erzählt.

Gaisberg 1982

Und womöglich wäre ich ohne Ali nie nach Salzburg gekommen und hätte die folgende Begegnung nicht erlebt:

Auf den Gaisberg, Salzburgs Hausberg, fährt zweimal täglich ein Bus. Besonders schön ist ein Rundwanderweg auf zwei Dritteln seiner Höhe mit prächtiger Sicht aufs Salzburgerland und nach Bayern. Ich ging ihn viele Male. Im Frühling, Sommer oder Herbst benötigte ich etwa zwei Stunden für die Wanderung.

Einmal nun war ich im Winter unterwegs, bei klirrender Kälte und viel Schnee. Ausser mir war kein Mensch auf dem Weg. Doch ich kannte ihn ja zu allen Jahreszeiten. Nach etwa 1½ Stunden Wanderzeit, auf der steilen, schattigen Nordseite des Berges, wo im Sommer ein schmales Rinnsal von der Bergspitze den Weg überquert, fiel jetzt ein fast 10 Meter breiter gefrorener Wasserfall über die schroffe Felswand und den schmalen Weg und 200 bis 300 Meter weiter über die nahezu senkrechte Bergflanke hinunter ins Tal. Ich hatte wohl gute Wanderstiefel, aber damit den steilen Eisfall überqueren? Umkehren? Dann würde ich den Spätbus ins Tal nicht erreichen – hatte ich doch nur noch etwa 20 Minuten Wanderzeit vor mir – oder wo hier oben ein Dach für die Nacht finden?

Da tauchte auf der anderen Seite des Eisfalls ein Mann in dunkler Wetterpelerine auf. Er ging an zwei festen, mit starken Spitzen bewehrten Stöcken. Als er mich sah, rief er: «Bleiben'S stehen, ich helfe Ihna« und begann behutsam, Schritt um Schritt mit seinen Stöcken den Eisfall zu überqueren. Auf meiner Seite angelangt, gab er mir den einen Stock in die Hand, nahm mich bei der anderen und führte mich ebenso vorsichtig, wie er gekommen war, über das steile Eis. Nahm seinen zweiten Stock wieder an sich und überquerte die gefährliche Stelle zum dritten Mal; drehte sich um, und als er sah, dass ich stehen geblieben war und ihm nachsah, rief er: »Bhüet' Si Gott» und ging seines Weges. – Ich erreichte den Bus ins Tal. Und seither zweifle ich nicht daran, dass es Schutzengel gibt.

Begegnungen – und was von ihnen blieb (II)

Myrtha Frick

Niltal 1962

Die heutigen Besuchermassen waren noch in weiter Ferne. Ich reiste mit einer kleinen Gruppe von bildungshungrigen, etwas hochfahrenden alten Zürcher Damen in der Eisenbahn von Luxor nach Assuan. Im Westen schwankten bei untergehender Sonne Palmen und floss der Nil; im Osten waren Wüste, Zuckerrohrfelder, da und dort ein Fellachendorf.

Plötzlich auf freiem Feld ein Stopp, ohne dass in der Nähe eine Siedlung auszumachen wäre. 10 Minuten, 20 Minuten stand der Zug still; niemand war da, der Bescheid sagte. Da forderte eine unserer Damen den Dragoman (unseren Reisebegleiter und Übersetzer) in forschem Ton auf: «Get out of this train and have a look why we don't continue.» Er sah unsicher in die verlöschende Dämmerung hinaus; ich sagte: «Ich gehe mit.» Wir sprangen vom hohen Trittbrett auf den Wüstenboden hinaus.

Wenige Meter entfernt brannte ein Lagerfeuer, um das ein paar Männer mit Wasserpfeifen sassen. Als sie uns sahen, standen sie auf und kamen uns entgegen. Sie wussten auch nicht, warum der Zug still stand – Strompanne? Schiesserei unter Banditen in diesem engsten Teil des Niltals? Wir sollten uns zu ihnen setzen; der Lokomotivführer würde schon pfeifen, wenn es weitergehen könne. Für sie schien es die normalste Sache der Welt zu sein. Einer fand ein Kissen für mich zum Draufsitzen; aus dem Krug über dem

Sonnenuntergang am Nil.

Feuer schenkten sie uns kleine Gläschen Tee ein. Woher wir kämen, wohin wir reisten, was wir sehen möchten, wollten sie wissen. Sie erzählten von ihren Zuckerrohrfeldern, der bevorstehenden Ernte und wie ihre Enten und Gänse gediehen.

So sassen wir eine, zwei Stunden; die Nacht war voll hereingebrochen, über uns wanderte der Orion weiter. Jemand brachte eine Decke für mich; in Ägypten sind im Winter die Nächte klar und kalt. Schliesslich ertönte vom Zug her der erwartete Pfiff. Wir sprangen auf, unsere «Gastgeber» eilten mit uns zur Bahn und halfen mir hinauf. Kurzes Winken, der Zug setzte sich in Bewegung. In unserem Abteil waren inzwischen die Zürcher Damen friedlich eingeschlafen.

Venedig 1970

Es war die Pionierzeit der Kreuzfahrten. Ich liebäugelte damit, vom Labor in die Reisebranche zu wechseln. Da hatte mein Chef die Idee, ich könnte doch – ohne den Beruf zu wechseln – Reisen für die Schweizerische Diabetes-Gesellschaft organisieren, z. B. eine Kreuzfahrt im Mittelmeer für Ärzte und Patienten. Kein Problem: anderntags legte ich ihm drei oder vier mögliche Routen vor; und wenige Tage später sassen wir, zusammen mit einer Reisefachfrau von American Express und dem damaligen Präsidenten der Diabetes-Gesellschaft, in der Eisenbahn nach Venedig, um ein Schiff zu besichtigen.

Riva degli Schiavoni in Venedig.

Kurz vor Venedig erklärten meine Begleiter, mit dem Kapitän sprechen müsse dann ich; sie könnten nicht genügend Italienisch. Dann sassen wir auf der Kommandobrücke der schmucken Liburnjia dem Kapitän gegenüber und verhandelten Charterpreis, Reiseroute und Menüs. In diesem Zusammenhang sagte ich, wir kämen nicht nur mit Ärzten, sondern auch mit zahlreichen Diabetikern. Da sah mich der Kapitän entsetzt an und fragte: «Diabetici, sono vestiti (sind die angezogen)?» Nun war es an mir, komisch drein zu blicken. Wieso sollten Diabetiker nicht angezogen sein? Sie ässen nur ein bisschen speziell.

Da erzählte er uns, seine Reederei habe schon einmal das Schiff an eine Gesellschaft vermietet, deren Namen sie nicht verstanden hätten. Und dann seien 130 Leute angekommen, mit Sack und Pack und Koffern und hätten sich in die Kabinen verteilt. Und 15 Minuten, nachdem die Liburnjia den Lido von Venedig hinter sich gelassen hatte, seien alle splitternackt im Speisesaal, im Salon, in der Bar, auf Deck herumgelaufen, weil es sich um den Nudistenverein vom Chiemgau gehandelt hatte.

Da habe er beigedreht und gesagt, sie könnten in Venedig gleich wieder aussteigen. Doch schliesslich habe man sich darauf geeinigt, dass die Nudisten in den Räumen bekleidet sein müssten, aber auf Deck blutt sein dürften. Dort würden sie aber nicht bedient.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Ich konnte dem Kapitän versichern, dass ihm unsere Passagiere gefallen würden. Und so war es auch: Unsere Reise wurde – nicht zuletzt dank Herrn Karl Bischofberger, dem damaligen Direktor bei Amexco, ein voller Erfolg. Und dieser ersten Diabetonautenfahrt, wie wir uns fortan nannten, folgten im Lauf der Jahre weitere zehn Reisen.

Palmyra 1971

Mit einem Kollegen war ich in Syrien im Mietwagen unterwegs von Homs nach Palmyra, der sagenhaften Stadt der Königin Zenobia. Da stand vor uns auf der Piste mitten in der syrischen Wüste ein Geländewagen und daneben zwei winkende junge Franzosen. Wir hielten an und fragten, was wir helfen könnten. Ihr Geländewagen mache unheimliche Geräusche, sie wüssten nicht, wie weit sie damit noch kämen. Wir schlugen vor, dass sie langsam weiterfahren sollten und wir hinter ihnen blieben, damit sie, wenn ihr Wagen gar nicht mehr wollte, nicht allein in der Wüste liegen blieben. So hotterten wir über Stock und

Palmyra.

Stein langsam der Oase von Palmyra entgegen, rechts vor uns immer wieder die Fata Morgana eines Sees und sanfter Hügel.

Wir kamen heil noch vor Sonnenuntergang in der wunderbaren Ruinenstadt an. Die beiden Jungen suchten im Ort eine Werkstatt für ihren Wagen. Wir brachten unser Gepäck ins kleine Rasthaus Zenobia und machten uns dann noch durch die antiken Säulen auf ins Dorf am Rande der Olivenhaine. Vor dem Teehaus, der Tschaikhane, sassen an ihrem Feierabend Männer in Seffiahs. Sie luden uns an ihre Tische ein, und gleich hatten auch wir Teegläschen vor uns und kleine Süssigkeiten aus Honig und Fruchtgelee (Lugumia).

Strasse in der türkischen Altstadt.

Wir waren von der Wüstenfahrt etwas ausgetrocknet und staubig und benötigten einen zweiten und einen dritten Tee. Doch bevor es völlig Nacht wurde, wollten wir zurück in unser Rasthaus. Wir standen auf und winkten dem Chef der Tschaikhane, um zu bezahlen. Doch der machte einfach eine schöne Geste, und mit den Worten: «In unserem Land sind Sie Gäste, ‹safar bi cheir› (Eure Reise sei eine glückliche)» wurden wir verabschiedet.

Ankara 1972

Syrien und die Türkei hatten es uns angetan. Wir waren noch einmal unterwegs im Auto von Beirut über Damaskus, Aleppo und Gaziantep nach Ankara, diesmal mit dem jungen Fahrer Rafik.

Rafik war Palästinenser, 1947 oder 1948 als Bub mit seiner Familie aus seiner Heimat in den Libanon vertrieben. Sein Schulfreund mit Familie war damals nach Istanbul geflohen; die beiden Jungen waren jedoch durch all die Jahre in lockerem Briefkontakt geblieben. Nun hatte Rafik seinem Freund geschrieben, dass er zwei Fremde mit dem Auto nach Ankara fahren werde. Er gab ihm die Hoteladresse in Ankara an und das Datum, an dem wir ankämen. Er solle doch dorthin kommen, damit sie sich wieder einmal sähen.

Wir kamen zur richtigen Zeit in Ankara an. Ich hielt Ausschau nach dem modernen, mehrstöckigen Hotel Balint, in dem ich zwei Jahre zuvor logiert hatte; aber da, wo ich das Hotel suchte, gab es nur noch einen leeren Platz und davor, wo vor zwei Jahren ein Vorgarten lag, war jetzt ein winziger Park. Wir fuhren sehr langsam, um uns zu orientieren.

Da sprang von der Bank im kleinen Park ein junger Mann auf und rannte auf uns zu. Es war Rafiks Freund, der vor zwei Tagen mit der Eisenbahn aus Istanbul in Ankara angekommen war. Er hatte das angegebene Hotel halt auch nicht mehr gefunden und deshalb seit zwei Tagen mit seinem Rucksack auf dieser Bank gewartet, in der sicheren Annahme, dass wir irgendwann hier vorbeifahren würden.

Schnell hatten wir ein anderes Hotel für uns vier gefunden. Es waren zwei schöne Tage, die wir mit den überglücklichen jungen Leuten verbrachten.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Auf den Hochebenen der Mongolei.

Mongolei 1977

Es war nicht ganz einfach, nach Kujirt in der mongolischen Hochebene zu gelangen, zu den Wasserfällen des Orchon und dem Fluss-Knie, wo im 12. und 13. Jahrhundert Dschingis Khan jeweils seine Horden zusammenrief.

In der Eisenbahn von Irkutsk nach Ulan Baatar hatten wir eine kleine ostdeutsche Reisegruppe getroffen, waren aber nicht im selben Wagen untergebracht. Ich sass mit russischen Familien, die aus dem Sommerurlaub in Russland zurück an ihre Arbeitsstellen in Ulan Baatar reisten, und unterhielt mich – mit Händen und Füssen – mit russischen Kindern, die von ihren Familien mit der Wodka-Flasche zu mir geschickt wurden. Ich bedankte mich mit ein paar Schweizer Räpplern, die den Kindern gefielen.

Später im Flugzeug von Ulan Baatar in die mongolischen Hochebenen trafen wir die Deutschen wieder; doch in einem Flugzeug kommt man sich bekanntlich nicht näher.

Dann aber wohnten wir abends im selben Jurten-Camp. Dieses lag mitten in den Hochweiden; kleine Mongolenpferde und Yak-Herden rundum. Die Weiden waren – für mich etwas Unerhörtes – mit Edelweiss übersät.

Ich reiste in einer kleinen Gruppe von Franzosen und Belgiern, die jeweils ihre Schlafmöglichkeiten früh aufsuchten. Die Ostdeutschen hingegen hatten sich nach dem Abendessen zwischen den Jurten um ein Feuer gruppiert und winkten mich zu sich, sprächen wir doch dieselbe Sprache! Sie wollten noch ein bisschen singen. Ein junger Mann hatte seine Gitarre dabei. Der Chef des Camps brachte jedem von uns eine Schale Kumys (gegorene Stutenmilch) und sorgte dafür, dass das Feuer nicht ausging. Ob ich die Lieder von Matthias Claudius kenne? Ja sicher. So stimmte der junge Gitarrist an:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar …

Die Deutschen kannten alle Strophen auswendig, bis zur letzten, die sie mehrstimmig sangen:

So legt Euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns Gott mit Strafen
Und lass uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch!

Polen 1979

Noch war der Eiserne Vorhang geschlossen; doch von Wien aus war es bereits möglich, eine Polenreise zu machen. Ich sass in einem Bus mit pensionierten ehemaligen Schlesiern. Die Reise führte uns in deren einstige Heimat, die sie noch einmal sehen wollten. An jüngeren Leuten war nur noch ein Wiener Banquier in meinem Alter dabei. Er war von seinem Arbeitgeber ausgesandt, um zu erkunden, ob und wie man Polen helfen könnte. Wir beiden «Jüngsten» machten jeweils nach dem Abendessen, wenn die Pensionierten zu Bett gingen, einen Rundgang durch die Städte, die wir besuchten.

So auch in Thorn an der Weichsel. Als wir aus unserem Hotel nahe dem Bahnhof traten, kam aus dem Bahnhof ein älterer, gebückter Mann mit zwei riesigen Koffern. Die Strassen waren leer; es war spätherbstlich kühl, und Ausgehmöglichkeiten gab es in Polen damals kaum. Wir waren die Einzigen unterwegs. Als der Mann uns entdeckte, kam er auf uns zu und sprach uns auf Französisch an. Er stellte seine Koffer hin, zog einen Zettel aus der Manteltasche und fragte, ob wir ihm helfen könnten, diese Adresse zu finden. Konnten wir, hatte ich doch einen Stadtplan dabei.

Das Haus, das er suchte, war nicht weit entfernt. Der Wiener nahm einen Koffer, der Franzose den anderen. Während wir den kurzen Weg gingen, erzählte der Franzose, dass er vor mehr als 30 Jahren als Kriegsgefangener in dieser Stadt, als Zwangsarbeiter, gelebt hatte. Es ging den Gefangenen schlecht, sie hatten Hunger und kalt. Doch es gab hilfreiche Menschen in Thorn, die ihnen immer wieder von ihren Kartoffeln, ihrem Kaffee oder sonst etwas Warmes brachten. Nun gehe es den Menschen in Frankreich wieder gut, doch in Polen litten viele Not. Da habe er in seinem Dorf in der Normandie Hilfsgüter zusammengetragen, Kleider und haltbare Lebensmittel, und sei

An der Weichsel in Thorn.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

mit der Eisenbahn zwei Tage und zwei Nächte hierher gereist; pflegte er doch noch immer einen lockeren Briefwechsel mit den Kindern und Enkeln der damals hilfreichen Familie. Wir fanden das Haus. Als der Franzose klingelte, zogen der Wiener und ich uns zurück und warteten in einiger Entfernung, um sicher zu sein, dass ihm geöffnet würde. Es wurde geöffnet, und mit einem Freudenruf wurde er eingelassen. Wir beendeten unseren Spaziergang zum Ufer der Weichsel, gerührt und glücklich, dass so etwas möglich ist!

ÖBB 1982

Wieder einmal stieg ich kurz nach Mittag in Salzburg in den Zug der Österreichischen Bundesbahn Richtung Zürich. Im Abteil, das ich betrat, sass ein einziger Fahrgast, ein alter Herr mit markantem, schönem Kopf. Seine Kleidung wirkte abgetragen, doch sein Benehmen war das eines Grandseigneurs. Damals dauerte die Fahrt von Salzburg nach Zürich noch fast acht Stunden; während denen man mit dem Mitreisenden gern ins Gespräch kam: Der Herr sass seit zwei Tagen in diesem Zug. Er kam aus einem Dorf nahe Sofia und reiste nach Bludenz zur Beerdigung seines Bruders. Dieser war am Ende des Zweiten Weltkriegs in den Westen geflohen und hatte in Bludenz eine neue Existenz aufbauen können.

Mein Reisesgefährte war damals in der Heimat geblieben, bei der Familie, dem Garten, den kleinen Feldern, den Obstbäumen. Nun reiste er zum ersten Mal aus seinem Land. Er öffnete seine Reisetasche und überreichte mir drei Äpfel; «aus seinem Garten». Sie seien wohl klein, aber es seien die besten Äpfel der Welt. Nie zuvor und nie danach habe ich bessere Äpfel gegessen.

In Salzburg besorgte ich bei meinen Kurzaufenthalten jeweils – als Mitbringsel für zu Hause – ein paar Mozart-Taler, in goldenes Staniolpapier mit Mozart-Porträt eingepackte, mit Marzipan gefüllte Schokoladentaler. Als Gegengabe für die bulgarischen Äpfel legte ich meinem Reisegefährten nun zwei solcher Taler aufs Tischchen. Den einen schob er in seine Reisetasche – für seine Frau, wenn er wieder zu Hause sei. Den anderen packte er sorgfältig aus und genoss ihn langsam. Dann glättete er das leere Staniolpapier, legte es behutsam zusammen, so dass das Mozartbild sichtbar blieb, und steckte es vorsichtig in seine Rocktasche. Nicht nur das Essbare, auch die Verpackung war ihm kostbar.

Salzburg von der Eisenbahnbrücke aus.